

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Sonntaa, den 16. Juli

1916

Irrwege der Liebe.

Roman von C. Grabowski.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Jetzt kam ein heißes Brennen in Rosés Wangen. Rasch sprang sie auf; das Buch, in dem sie gelesen, fiel zu Boden — sie merkte es nicht; sie strich und zerrte an ihrem Kleide herum, das zerdrückt und missfarbig an ihr herabfiel.

Frau Josepha hatte das Buch rasch aufgehoben, den Titel gelesen und die Stirn gerunzelt. Mit einem strafenden Blick ihrer klaren Augen gab sie es an Rose zurück. Diese nahm es beschämt und verlegen an sich.

Mit seinem Spott verbeugte sich der Baron vor ihr:

„Ich glaube, ich hatte schon das Vergnügen, heute morgen, mein gnädiges Fräulein!“

Rose wünschte sich zehn Meilen weg. Hilfesuchend irrten ihre Augen umher, während ihre Finger sich krampfhaft in die zerknitterten Falten ihres Kleides krallten. So tödlich beschämt hatte sie sich noch nie im Leben gefühlt. Mühsam kämpfte sie gegen die Tränen, die in ihre Augen stiegen. Sie hatte sehr gut die höhrende Betonung empfunden, die der Baron auf die Anrede gelegt.

„Ich bin gar kein gnädiges Fräulein!“ sagte sie zum Entsetzen der Tante und zum Vergnügen des Barons.

Er betrachtete sie mit unverhohlener Schadenfreude. Seinen blasierten Sinnen war diese kleine Episode äußerst unterhaltsam, während Tante Josepha Fegefeuerqualen ausstand.

„Sie waren es aber doch, die ich heute früh im Walde traf?“ fragte der Baron, — „wenn ich nicht irre in Gesellschaft!“

Rose warf im erwachten Trotz die Lippen auf:

„Ja, ich und Josepha kamen von der Uhuhütte, als Sie vorbeiritten.“

„Also passionierte Jägerin?“ fragte Herr von Drzi mit seinem Lächeln.

Sie fühlte sich verletzt und legte nun ihrerseits einen Doppelsinn auf die Worte:

„Ich wollte nur sehen, wie sich der Uhu gegen seine Feinde wehrt!“

Es bligte in den Augen des Barons:

„Das haben Sie gut gesagt. Ich denke, wir könnten Freunde werden!“ Er reichte ihr die Hand, Rose schlug aber nicht ein.

Die Baronin kam mit dem Forstmeister. Beide machten große Augen, als sie Rose in dem verwachsenen und zerdrückten Stummkleide sahen. Aber die blühende Jugend Rosés, ihre prächtige schlanke Gestalt, ließen sachte das alte Kleid verschwinden. Sie sahen nur des Mädchens bezaubernde und reine Schönheit.

Die passenden Kleider finden sich leicht dazu, dachte die Baronin. Sie spielte mit dem Stielglas, das sie an goldener Kette trug und sah sinnend in Rosés sanft gerötetes Gesicht, das umrahmt vom lockigen Braunhaar in erster Jugend prangte, sah sinnend hinüber zu ihrem Sohne, der mit Frau Josepha sprach und nicht zufrieden vor sich hin.

Der Forstmeister erst sehr erschrocken über Rosés Anzug, gab sich rasch zufrieden. Sein Vaterstolz sah über alles weg. Es war ja unmöglich, die wännige Schönheit seines Töchterleins zu übersehen. Die Freude über sein Kind sprach aus Blick und Wort, als er es mit den Worten vorstellte:

„Meine Rose!“

Rose fühlte das Peinliche des Augenblicks; sie hatte ein sehr ausgeprägtes Bartgefühl. Es zitterte durch ihre Glieder, irte durch ihren verlegenen Blick. Sie machte ihren Mädhentanz, wie sie ihn in der Schule gelernt, zerrte an den Ärmeln ihres Kleides, sah schen auf das kostbare Gewand der Baronin und lief dann davon, ohne den verzweifelten Blick Tante Josephas zu beachten.

Sie lief über den Hof und stand geblendet still vor dem glänzenden Gespann, das die Gäste hergebracht hatte. Gleißend hüpften die Sonnenstrahlen über den gelben Atlas der Polster, Rosés Augen bohrten sich in das satte Gelb, das wie Gold glänzte: O, das war schön! So recht nach ihrem Sinn — die reine Märchentutische

Sie öffnete den Schlag, strich mit den Fingern langsam über die Polster. Sie sah auf ihre derben Schuhe, die noch die Spuren ihres Morgenspazierganges trugen, sah wieder auf die seidenen Polster in dem Wagen. Da wurde ihr das Bewußtsein des großen Abstandes zwischen ihrem einfachen Leben und jenem Luxus. Heiß stieg ihr das Blut ins Gesicht. Sie schlug den Wagen hastig zu und lief ins Haus.

In ihrem Stübchen riß sie dann den Kleiderschrank auf und musterte ihre Sachen. Die Wahl wurde ihr nicht schwer gemacht. Es kam für heut' eigentlich nur ihr Kommunionkleid in Betracht. Es war das einzige Sommerkleid, das sie hatte. Ein großer Teil der ursprünglichen Zieräume war mit den Jahren geschwunden, aber das Kleid war buschtig und zart, sie liebte es, weil es weiß war und weil sie es nur selten tragen durfte.

Als sie es anhatte, zeigte es sich, daß es schon wieder zu kurz geworden war — aber, wenn sie die kleinen grauen Schuhe dazu anzog, die ihr Tante Josepha geschenkt, ging es vielleicht. . . .

Sie begann sich umzukleiden mit einem Eifer, wie sie ihn sonst nicht kannte. Sorgfältig bürstete sie das weiche, wellige, nur bis zur Schulter reichende Haar, band ein maigrünes Band durch und raffte es zu einem Krönchen zusammen. Ein mai-



Generaloberst von Moltke.

Der Chef des Stellvertretenden Generalkstabes ist einem Herzschlage erlegen.

Ein Blick in den Spiegel stellte sie zufrieden. Sie kam sich unendlich vornehm vor in dem schlichten Kleidchen. So ging sie selbstbewußt in den Salon. Ihr erster Blick galt dem Baron, sie freute sich, als sie die Ueberraschung, die ihm ihr Anblick brachte, in seinen Mienen las. Sie wurde völlig sicher in ihren Bewegungen und verlor alle Scheu: „Das nenne ich eine glückliche Verwandlung!“ rief der Baron ihr lachend zu, ohne seine etwas lässige Haltung zu ändern. „Wahrhaftig nicht übel, in der Idylle des Forsthauses!“ Seine Mutter warf ihm einen Blick zu, der ihm sagte: Nimm dich zusammen, verlese unsere Gastgeber nicht. Ein zweiter Blick traf sorgend Frau Josepha. Die stand an dem Anrichtentische, schenkte Kaffee in altwiener Porzellan ein und achtete nicht auf die jungen Leute. Da atmete Frau von Orzi auf, nahm ihr Glas und musterte Rose mit kritischen Frauenaugen. Ihr Sohn hatte recht — die Wandlung, die mit Rose vorgegangen, war auffallend genug. Sie erstreckte sich nicht bloß auf das Kleid — Rose hatte mit dem zerdrückten Kattunkleid auch ihre ungezügelter Urwüchsigkeit abgestreift und bewegte sich einfach, aber durchaus angenehm.

„Sehr schick — wirklich reizend!“ rief Frau von Orzi und ließ ihr Stielglas sinken. — Der Nachmittag verlief so angenehm, wie es unter den gegebenen Verhältnissen möglich war. Tante Josepha, die nicht einen Augenblick ohne Herzklopfen geblieben war aus Furcht vor Rosens unberechenbarer Laune und Offenherzigkeit, atmete besorgt auf, als sie sich beim Abschied der Gäste sagen konnte: Gottlob, es ist noch gut gegangen! Mit großer Befriedigung sah sie die elegante Kutsche die breite Papallee hinauffahren, die auf den Weg nach Adamhof führte. Auch unter den Mägden in der Küche herrschte eitel Sonnenschein. Zehn Kronen Trinkgeld hatte der Baron gegeben! So etwas war hier noch nie vorgekommen! Wenn's hoch kam, flossen zwei Kronen aus den Taschen der Jagdgäste in die Gesindestube, gewöhnlich gab es gar nichts. „Ein feiner Herr, der Baron!“ sagte Suse mit glänzenden Augen zu den Mädchen, die ihr halfen, das gute Geschirr so rasch wie möglich zu reinigen und fortzustellen. „Ein schöner Herr — reich ist er auch, und wenn er jetzt das Schloß hat . . . paßt auf . . . der ist nicht ohne Absicht hergekommen . . . Unser Fräulein hat wie ein Engel ausgesehen . . . den kleinen Finger laß ich mir abhadern, wenn das keine Verlobung gibt!“

„Schwaz nicht so dumm!“ rief die Köchin, welche die Speiserecke wegstellte. „Ein Baron nimmt alleweil wieder eine Baronin zur Frau, und das muß so sein. Das gehört zur Ordnung, und Ordnung muß sein, hat immer mein seliger Vater gesagt, der Richter im Nährischen war. Ordnung, hat er gesagt, ist und bleibt die erste Bürgerpflicht.“

„Manchmal e's auch gegen die Ordnung!“ rief Suse schnippisch, „es haben auch schon Stubenmädchen Grafen geheiratet.“

„Ihre Kutscher vielleicht“ — entgegnete Marie wegwerfend. Die alte Köchin hatte es neidisch gesehen, wie der fremde Kutscher den ganzen Nachmittag um Suse herumskarrenzelt war.

Inzwischen rollte das leichte Gespann der Orzis auf gut gebauter Kunststraße durch die sommerlichen Auen. Das bleiche Gesicht der Baronin sah sehr heiter aus, um ihre schmalen Lippen spielte ein mütterliches Lächeln.



Immelmann,
der „Adler von Lille“, wie ihn unsere Freunde nannten, unser Flieger-Heros, ist tödlich abgestürzt.

„Du weißt, Mama, ich liebe die Natur nur in der Kunst — Uebrigens fand ich den alten Karsten ganz famos! Der Mann hat Geist, hat geschäftlichen Verstand, hat Kenntnisse auf allen wirtschaftlichen Gebieten hier — ich glaube, ich werde an ihm einen guten Ratgeber finden!“ Schließlich bin ich ja als neugeborener Gutsherr genau so orientiert wie der Blinde von der Farbe.“

„Böschchen gäbe eine reizende Gutsfrau ab,“ warf die alte Dame ein. „Ich habe sie die ganze Zeit hindurch beobachtet. Es steckt Kern in ihr, es fehlt nur eine zielbewußte Leitung!“ Béla fuhr herum und sah der Mutter mit heiterem Vorwurf in das milde Gesicht:

„Schon wieder Heiratspläne, Mutterchen? Das ist nun die fünfte Braut, die du mir seit Weihnachten ausgesucht hast.“ Ein Schatten ging über das Gesicht der alternden Dame. „Kannst du es mir verdenken, wenn ich meinen Schmetterling endlich gefesselt sehen möchte? Weiß Gott, ich hoffe viel von einer guten Ehe für dich! Das Leben, das du bis jetzt geführt hast, ist doch gar zu oberflächlich und pflichtlos gewesen. Ich habe, wie du weißt, deinem Leichtsinne viel Duldsamkeit entgegengebracht, immer hoffend, der reisende Mann würde die Torheiten des Jünglings wettmachen. Die gegebene Zeit ist günstig. Ein Gutshof ohne Frau ist wie ein Körper ohne Seele. Familienbände aber sind die wirksamsten Gegenmittel für die Tollheiten des ungebundenen Junggesellenlebens. Und dann — mein Mutterherz sehnt sich danach, dich glücklich zu wissen!“

Sie hatte mit großer Güte gesprochen. Béla konnte sich dem Eindruck ihrer Worte nicht ganz entziehen. Er empfand den Augenblick wie eine günstige Wendung seines Schicksals. Eine heiße Blutwelle schoß ihm zu Kopfe und ein rascher Entschluß ließ ihn sprechen:

„Liebste Mutter, du bemühst dich so sehr um mein Glück — und es genügt doch ein einziges Wort, um mich über das Niveau aller Sterblichen zu heben! Sag' ja — Mutter — liebste, teuerste, sag' ja, und ich will dir ewig, ewig dankbar sein!“

Er hatte in aufwallender Leidenschaft die Hand der Mutter ergriffen und drückte seine brennenden Lippen mit solcher Inbrunst darauf, daß es wie ein Schauer durch ihre Glieder rann:

„So liebt er sie — so,“ sagte sie sich mit schmerzvoller Erkenntnis. Und wie auch ihr Mutterherz für den Sohn überstolz in Milde und Güte, sie zwang sich doch zu kühler Abwehr. Langsam entzog sie Béla ihre schmale Hand.

„Warum suchst du dein Glück in der Hefe der Gesellschaft?“ fragte sie vorwurfsvoll. „Dahin kam dir meine Mutterliebe nicht folgen.“

Ach — die Furcht vor seiner irrenden Liebe war es ja in allererster Linie, die das Band der Ehe für den Sohn zu knüpfen suchte, einer Ehe, aufgebaut auf den Sagenen alter Erfahrungen, die wirkliches Glück in hausfraulichen Tugenden suchen.

Béla war bei den Worten der Mutter zurückgefahren. Eine drohende Falte grub sich zwischen seine Brauen, mit mühsam erkämpfter Ruhe rief er:

„Du weißt recht gut, Mutter, daß du mit deinem Urteil einen Stand beleidigst, der ohnehin schwer zu leiden hat unter den Vorurteilen der Welt! Ich kann bei dir solche Kleinlichkeit nicht verstehen!“

Wieder ging ein nervöses Beben durch die Glieder der Baronin. Fester hüllte sie sich in ihren grauen Staubmantel:

„Ich glaube gar, du willst mich beleidigen,“ sagte sie kühl. „Als Mutter verzeihe ich dir. Im übrigen weißt du es wohl, daß mein Urteil nicht der Sängerin, sondern der Sidonie Farfisch gilt. Mit welcher Berechtigung, wirst du ja am besten wissen. Ich kann mich nur an das halten, was über sie auch in den nachsichtigsten Kreisen gesprochen wird. Du weißt es, daß wir Wiener eine besondere Vorliebe für das Theater haben. Nicht so leicht findet sich heutzutage eine zweite Stadt, die ihre Künstler auf diesem Gebiet so vorurteilsfrei und großzügig behandelt! Um so schwerer fällt ein abfälliges Urteil hier in die Waage. Doch wozu das Reden? Wenn du meinen Rat schlägen und Wünschen nicht folgen willst, nun — du bist ja großjährig!“

Béla lachte gezwungen auf: „Mit meiner Großjährigkeit kann ich leider kein Gold prägen! Vorläufig bin ich freilich alleinige Besitzerin des Gutes,“ entgegnete die Baronin und konnte eine leichte Befriedigung darüber nicht verbergen.

„Ich bin aber nicht gesonnen, dich in Abhängigkeit von mir zu erhalten. Ich will nicht, daß du mit meinem Tode rechnest. Du brauchst dagegen nichts zu sagen,“ wehrte sie seinem beachtlichen Einspruch, „so etwas kommt ungerufen. Ich gebe mich darüber keiner Täuschung hin, denn ich kenne die mensch-

„Was, was, daraus wird nichts, da gibt's keine Weichseln — ich will den Becher!“
 Josepha seufzte. Ihre schlanken Finger schoben nervös an ihrem Spitzenhäubchen hin und her. Sie wagte den Einwand: „Dann mußt du aber gehörig deinen Beutel aufstun.“
 Der Forstmeister ging nicht in die Falle. Er traute sich seinen fahlen Kopf, paffte ein paarmal aus seiner Pfeife, holte das rote Sackloch aus der Tasche des geblühten Schlafrocks, schneuzte sich umständlich, machte des öfteren „Om“ oder „looo“ und fragte endlich mit lauerndem Blick:

„Wo fehlt's denn wieder?“
 „Ueberall. Rose hat nichts anzuziehen, sie ist aus ihren Kleidern ganz und gar herausgewachsen. Ich habe gestern Höllequalen ausgestanden. — Ich sehe noch das mitleidige Lächeln der Baronin . . .“
 „Ach — Gespenster siehst du,“ entgegnete der Forstmeister ärgerlich. „Das Mädel hat gut angesehen, du hast es ja selbst gehört, wie entzückt die Baronin war. — Daß ihr Weiber gar so gerne mit dem Gelde herumwerft!“

Schwerfällig ließ er sich in seinen Sessel fallen. Die Wendung des Gesprächs besagte ihn ganz und gar nicht.
 „Muß es denn sein — Sepha, sag', muß es sein? Kannst du es nicht noch einrichten? Man kann doch die Kleider auch ändern.“ Fast ängstlich sah er der Schwester ins Gesicht und erwartete mit Spannung ihr Urteil.

Josepha sah mitleidig auf ihn. Sie hatte für alle menschlichen Schwächen eine große Geduld: „Es muß nicht sein, Rudi — wir machen eben nur den Gegenbesuch ohne Rose, wie ich dir schon gesagt.“

Er fuhr wild auf und fuchtelte mit den Händen abwehrend herum:

„Wieviel brauchst du denn?“ fragte er rauh.

Josepha zuckte die Achseln.

„Ein paar Hunderter wirst du schon geben müssen . . .“

„Wa—a—as — ein paa—ar Hunderter . . .“

Dem Alten blieb buchstäblich das Wort in der Kehle stecken. Seine Augen funkelten gelblich grün.

Josepha tat, als bemerkte sie das nicht.

„Da muß ich schon sehr vorsichtig sein beim Einkauf und meine Schneiderkünste selbst mit ins Feld führen.“

Der Forstmeister war blaurot vor Aufregung. „Uff! Die Hitze hier!“ brummte er, und loderte den Knopf an seinem Hemdtragen. Er warf einen raschen, bösen Blick auf seine Schwester:

„Ein paar Hunderter, um ein lumpiges Fähnchen einzukaufen! Das ist ja ganz etwas Neues. Meine selige Peppi . . .“

„Ist über die Schwelle ihres Hofes nie hinausgekommen,“ unterbrach ihn Josepha sanft, aber bestimmt.

Brummend erhob sich Karsten aus dem tiefen Lehnstuhl und verließ das Zimmer.

Rose saß mit klopfendem Herzen da. Für sie war der Augenblick hochwichtig. Alle ihre Gedanken drehten sich um das neue Kleid. Sie ging rasch alle Farben durch, überlegte, ob sie sich Mull, Wolle oder Seide wünschen sollte, während Frau Josepha still wartend am Frühstückstische saß. Ihr blaßes, schmales Gesicht zeigte einen leidenden Ausdruck.

Karsten kam bald zurück. Er legte einen Hunderter in Josephas Hände:

„Das muß reichen, hörst du, Sephi — richte es ein! Das schöne Geld — so einfach zum Kaufmann zu tragen. Es ist zum Haarausraufen! Und die schlechten Zeiten . . . der dürre Sommer . . .“

Er hielt sich den Kopf mit beiden Händen wie ein Verzweifelter und rannte wild im Zimmer hin und her.

Josepha sah ihm mit ruhigem Blicke nach. Sie wußte es, wie schwer er sich, von jedem Heller trennte, wie sehr er litt, wenn er in die Kasse greifen mußte, um nur die nötigsten Ausgaben zu bestreiten.

(Fortsetzung folgt.)



Mörser im Feuer

In einem französischen Schützengraben des Kampfgebietes bei Verdun.

Montenegro.

Von J. v. Prim. (Nachdruck verboten.)

(Schluß.)
 Während des Waffenstillstandes wird ein Blutgericht ein-
 gesetzt. Jede Partei bestellt vierundzwanzig Richter. Dann
 wird ein Gerichtstag bestimmt, der meist im Walde unter freiem
 Himmel abgehalten wird, damit, wie bei den Duellen, die Be-
 hörden nichts von der Sache wittern.

Die Richter stellen sich im Halbkreise auf und der Schreiber
 daneben. Der älteste Richter führt den Vorsitz. Zwölf Mütter
 aus der Verwandtschaft des Mörders stellen sich zur Rechten
 des Richters auf. Jede hat neben sich eine Wiege mit einem
 Kinde stehen. Die Unschuldigen sollen um Barmherzigkeit
 flehen. Der nächste Verwandte des Getöteten steht dem Richter
 gegenüber. In seiner Nähe kniet der Mörder barhäuptig. Man hat
 ihm Gürtel und Waffenschmuck weggenommen. Die Waffe, mit
 welcher er den Mord begangen, hat er um den Hals hängen.

Der Kläger erhält zuerst das Wort. Er berichtet über die
 Bluttat und macht auf den Schaden aufmerksam, der durch sie
 entstanden. Dann bittet er um ein gerechtes Urteil, nach altem,
 serbischem Recht und um Schadenersatz. Der Mörder ruft kniend
 laut dreimal um Gnade. Er fleht, man möge ihm um Gottes
 und des heiligen Johannes willen seine Tat verzeihen. Die
 Richter und Verwandten besprechen sich nun. Wenn das Resultat
 günstig ist, so tritt der Kläger zu dem Angeklagten, nimmt ihm

die Waffe vom
 Halse, umarmt und
 küßt ihn auf die
 Stirne mit dem Rufe
 daß er ihm um Gottes
 willen verzeihe.
 Dann küssen ihn auch
 die anderen Ver-
 wandten des Ge-
 töteten. Hierauf
 treten die Parteien
 ab. Die Richter be-
 stimmen die zu zah-
 lende Schadenssum-
 me; der Schreiber
 schreibt das Urteil
 nieder und die Rich-
 ter unterzeichnen.
 Hierauf werden die
 Parteien wieder vor-
 gerufen. Der älteste
 Richter verkündet den
 Urteilspruch und
 nennt die zu zahlende
 Schadenssumme. Die-
 se wird nur von ganz
 armen Familien zu
 eigenem Bedarf ver-
 wendet. Diejenigen,
 welche sich eines ge-
 wissen Wohlstandes
 erfreuen, verwenden
 die Summe ganz
 oder teilweise zu
 wohltätigen Zwecken.

Um jede Spur der Feindschaft zu verwischen, stehen auch Glieder
 beider Sippen als Paten später bei den Säuglingen und schließen
 dadurch Bruderschaft.

Trotz der Blutrache ist der Montenegriner kein Messerheld.
 Er hat nur, wie alle Südslawen, ein peinigendes Ehrgefühl.
 In Montenegro sagt der Volksmund: „Du darfst mir ins Gesicht
 speien, aber sagen, ich hätte je gelogen, das darfst du nicht.“
 Das montenegrinische Gesetz hat selbst diesem nationalen Charakter-
 zug Rechnung tragen müssen, denn der Rächer seiner Ehre geht
 straflos aus, wenn er sich sofort rächt. Er wird durch das Gesetz
 nur bestraft, wenn er eine halbe Stunde nach der Tat sich erst
 rächt. Eine Mordtat, die im Zorn begangen, ist also straflos.

Die Montenegriner sind im Gegensatz zu den Dalmatinern,
 Kroaten und Slawoniern meist griechisch-katholisch, während in
 Dalmatien, Kroatien und Slawonien die römisch-katholische
 Religion die herrschende ist. 88 Prozent der Montenegriner sind
 griechisch-katholisch. Bis 1851 wurden sie von geistlichen Fürsten,
 die sich Vladika nannten, regiert. Peter II. legte die geistliche
 Würde nieder und wurde 1852 als weltlicher, erblicher Fürst von
 Rußland und Oesterreich anerkannt. Jetzt ist der oberste, geistliche
 Würdenträger der Metropolit, welcher in Cetinje residiert.
 Dieser wird von einem Bischöfe im Kloster Ostrog und mehreren
 Boven (Geistliche) unterstützt. Dann gibt es noch 14 000 Moham-
 medaner, die dem Obermufti in Cetinje unterstehen. Außerdem
 sind unter den Handelstreibern noch 13 000 Katholiken, welche
 zum Erzbistum Antiva i gehören. Die Montenegriner sind
 religiös und verehren wie alle Orthodoxen besonders den heiligen
 Niklaus und die Mutter Gottes von Kasan. In jedem Wohn-

und geistlicher nicht man dieses Abkommens, vor dem Tag und Nacht ein Stein in weissenen, hängender Ampel bewahrt. Der Bischof und der Metropolit werden aus den Mönchen gewählt, die nicht heiraten dürfen, während die minderen Geistlichen (Popen) verheiratet sind. Diese sehen, wie auch in Serbien, in ihrem Aeußeren sehr verlottert aus. Sie sind oft dem Trunke ergeben, was man aus ihren aufgedunsenen Gesichtern und roten Nasen unschwer erraten kann.

In der Nähe von Cetinje liegt ein Mönchskloster, welches der Mutter Gottes gewidmet ist. Es ist der berühmteste Wallfahrtsort des Landes. Wurde das Land vom Feinde bedroht, so ward die Sturmglöck im Kloster der heiligen Jungfrau zu Cetinje geläutet. Dann wußte jeder Montenegriner, daß es galt, Gut und Blut fürs Vaterland einzusetzen. In diesem Kloster ruhen in einem mit kostbaren Teppichen bedeckten Sarge die sterblichen Ueberreste des großen Vladika Petar I., der die montenegrinischen Stämme einigte, und sein Land durch Einführung von Gericht und Verwaltung europäischer Verhältnissen anzupassen suchte. Er regierte von 1782 bis 1830 und wird von seinen früheren Untertanen als Heiliger verehrt. Seine Ueberreste werden in Prozession herumgetragen. Petar I. war seinem Volke alles, Vater, Berater und Regent. Deshalb schlägt noch heute das Herz jedes Montenegriners für ihn in Liebe und Dankbarkeit.

Sein Neffe, Peter II. dessen Ueberreste in einer Kapelle auf dem von unsren tapferen Verbänden eroberten Lovcen ruhen, vollendete sein Werk. Er regierte von 1830 bis 1851 und wird von seinem Volke als Held, Heiliger, Dichter und Friedensfürst verehrt. Als gewaltiger Reformator suchte er mit väterlicher Liebe europäische Gesittung einzuführen. Kaum jemals ist in neuerer Zeit ein Fürst von seinem Volke so betrauert worden wie er. Trauergesänge wurden angestimmt, Mägde weihen rauften sich die Haare aus und die tapfersten seiner Waffenbrüder trugen seine sterbliche Hülle hinauf zum Gipfel des höchsten Berges. Dort kreisten die Adler um das Grab des edlen Falken der Ernagora. Ueber seinem Grabe hat das dankbare Volk eine Kapelle erbaut, welche dem heiligen Petrus geweiht ist. Ueber dem bunten Kuppeldache erhebt sich ein vergoldetes Kreuz.

Der Lovcen ist ein steiles, unfruchtbares Karstgebirge, von dem man eine herrliche Aussicht auf das in einem Talteessel liegende Cetinje hat. Das Tal, welches eine Stunde lang und eine halbe Stunde breit ist, hat die Form eines großen Gänseeies und wird wohl einst das Beden eines Vergeses gewesen sein. Im Süden erheben sich die Bergriesen von Antivari steil und stolz mit ihren schroffen Zinken zum Himmel. Links erblickt man die Berge und Alpen Oberalbanens mit dem malerischen Gipfel des Kom in der Mitte. Zwischen diesem Kranze von Bergen leuchtet in tiefer Bläue der große See von Skutari, an dessen südlichen Gestaden die blutdürstigen aller Albanesenstämme wohnen. Gepeitscht von der eissigen Bora, ziehen in dieser Einöde im Winter ganze Rudel hungeriger Wölfe einher. Zwischen den albanesischen Bergen liegt auch die stolze Feste Peter, welche vor einigen Wochen von den tapferen Bulgaren erstürmt wurde. Hier haufen die wilden Albanesenstämme, Männer von Eisen, einst die besten Soldaten des Sultans, die aber in ihren zerklüfteten Bergen selbst wie Fürsten regieren. Bis in die jüngste Zeit war es der Stolz dieser Männer, das bluttriefende Haupt des getödeten Feindes heimzubringen und als kostbares Beutestück zu bewahren. Wie war es dem kleinen Völkchen der Montenegriner nur möglich, in der Nähe solch gefährlicher Nachbarn, seine Selbständigkeit zu wahren? Seine Tapferkeit und die günstige, gebirgige Lage hatte es davor bewahrt, unter türkischer Herrschaft zu geraten, wie die anderen Südslaven. Dem Heldenmuth der tapferen Desterreicher ist es gelungen, den stark besetzten Lovcen zu erstürmen und als Sieger in Cetinje, dessen Mauern nie einen Feind gesehen, einzuziehen. Der alte Heldenstamm der Moriker und Maqaren ist

nicht erloschen wie unsere Völkchen vor dem Krieg behaupteten. Sie haben seine wütenden Triebe am eigenen Leibe erfahren. Es erbringt uns recht noch, einen Blick auf die Geschichte Montenegro zu werfen. Als nach der unglücklichen Schlacht auf dem Amelsfelde am 16. Juni 1889 das alte, serbische Völkchen durch die Türken vernichtet wurde, flüchteten einige Stämme in die Schwarzen Berge, um dort unabhängig zu leben. In den ersten Jahrhunderten herrschten die Bojwoden, ihre obersten Anführer. Im Jahre 1515 ging die Herrschaft an die Metropolit, ihre geistlichen Oberhäupter, über. Diese nahmen den Titel Vladika an. Montenegro bildete nun eine Art Kirchenstaat, in dem aber die Krieger die herrschende Klasse waren. Diese führten immer Fehden untereinander, oder Krieg mit den Türken. Mit Hilfe der Republik Venedigs und Rußlands wurden diese zurückgedrängt und die Herrscherwürde wurde unter Danilo Petrovic Njegosch, 1697, erblich. Er war noch geistlicher Herrscher und stellte einen Gubernator an, welcher die weltliche Verwaltung besorgte. Auf ihn folgte der noch größere Vladika Petar I., 1782 bis 1830. Er war ein großer Krieger, tüchtiger Regent und erster Befehlshaber Montenegros, der die überlieferten Gesetze und Gebräuche im Zakork, dem ersten Reichsgesetzbuche, niederlegte. Sein Nachfolger, Petar II., der auf dem Lovcen begraben ist, war der erste Regent aus der Familie Petrovic, der auch der bis jetzt regierende Fürst Nikita angehört. Statt des Gubernators führte er einen Senat von zwölf Köpfen ein und verlangte auch Klassensteuer. Ihm folgte sein Neffe Danilo I. Dieser führte eine geringe Grundsteuer ein, gab ein neues Gesetzbuch, den Kodex Danilo, heraus und forderte, daß die alte Kriegerlaste aufgelöst werde. Dann führte er zur Verteidigung des Landes die allgemeine Wehrpflicht ein. Er legte die geistliche Würde nieder und verwandelte Montenegro in ein weltliches Fürstentum mit erblicher Thronfolge aus dem Hause Negas. Von 1860 ab regierte sein Neffe, der jetzige Fürst Nikita I., Petrovic Negas.

Auch seine Regierung war ein fortwährender Kampf mit Albanesen und Türken. 1862 half er den aufständischen Herzogowinern gegen die Türken. Das Glück blieb seinen



Aus Wolynien.
Bosnische Soldaten bereiten in einer Kubeiellung Spießbraten, ihr Lieblingsgericht.

Fahren nicht los. Er unterlag, erlangte aber doch 1864 eine gute Grenzregulierung. Dann sorgte er für die Ausbildung und Verstärkung seines Heeres, erhob sich dann 1876 mit den Serben gegen die Türken. In diesem Kriege zeichneten sich die Montenegriner sehr aus. Sie nahmen die Festungen Spuz und Antivari ein. Der Berliner Vertrag, 1878, brachte Montenegro seine Unabhängigkeit von der Türkei und eine bedeutende Gebietsvergrößerung. Es sind seine fruchtbarsten und schönsten Gebiete. Nikic und Umgegend, das Tal von Piva, im Süden die herrliche Ebene von Podgorica und die Hafenstädte Dulcigno und Antivari am Adriatischen Meere und die schönste Perle in der Fürstkrone Montenegros, der in tiefer Bläue prangende Skutaristee, an dessen Ufern die Rosen das ganze Jahr blühen.

Fürst Nikita tat alles, um sein angestammtes Land und besonders die neu erworbenen, fruchtbaren Gebiete materiell zu heben. Im Maracatale gründete er eine Mustermeierei zur Ausbildung der Landwirte und landwirtschaftliche Schulen. Er schickte auch junge Leute in Handelschulen des Auslandes. Sein angestammtes Land ist unfruchtbares Karstgebiet, wo man auf die kleinsten, unfruchtbaren Plätzchen achten muß. Bei dem großen Wasser- und Holzmangel kann die Landwirtschaft hier nur kümmerlich gedeihen. Auch Kohlen und Petroleumlager gibt es hier nicht; man findet nicht einmal ein Torfmoor.

Die geistige Hebung seines Volkes hat der Fürst durch das von ihm erlassene Schulgesetz bewirkt. Vom siebenten bis zum dreizehnten Jahre ist der Schulbesuch unentgeltlich. Jede Konfession ist auch gesetzlich verpflichtet, für die religiöse Erziehung der Kinder zu sorgen. Wo keine Mädchenschulen sind, besuchen die Mädchen bis zum zehnten Jahre die Knabenschule. Im Innern

Das was hier steht man noch viele Tausende ohne Säulen. Weibers
 Laulob menschengröße Kinder wachsen ohne jeden Säul-
 unterricht auf.

Der Fürst ist wie der Kaiser von Rußland, fast ein armer
 Herrscher; es wäre ihm aber bei dem großen Unabhängigkeitsgefühl
 seiner Untertanen schwer geworden, sein kleines Staatsreich durch
 alle Klippen zu lenken, wenn er nicht so ein gewiegter Diplomat
 wäre. Nikita mußte aus allem Vorteil zu ziehen, besonders aus
 seinen schönen Töchtern. Die älteste war die erste Gemahlin des
 stichtigen Königs Peter von Serbien. Sie lebte vor dem Fürsten-
 mord in Serbien in sehr beschränkten Verhältnissen in Genf. Da
 ihr Gemahl nicht für ihren standesmäßigen Unterhalt sorgte, nahm
 der Vater sie wieder in das Elternhaus auf, wo sie nach einigen
 Jahren starb. Eine andere Tochter vermählte er mit einem russischen
 Großfürsten. Die Prinzessin Helene sitzt auf Italiens Königsthron,
 hat aber leider durch ihren großen Einfluß auf ihren willensschwachen
 Mann ihr Land den alten Bundesgenossen abwendig gemacht und
 es so in seinen Ruin getrieben.

Dunkel ruhen in dem Zeitenschoße die schwarzen und die
 heiteren Lese. Nikita und die schöne Königin Milena haben es
 sich nie träumen lassen, daß sie im Alter noch das Brot der Flücht-
 linge im fremden Lande essen müßten. Der absolute Herrscher,
 der kühne Falke der Eragnora, ist den Intrigen seiner Familie
 und seiner Generale zum Opfer gefallen. Ein Trost ist ihm jedoch
 geblieben: seine Untertanen sind vom Hungertode errettet. Dieser
 Gedanke verflücht ihm gewiß das heiße Sehnen nach seinem Volke
 und der geliebten Heimat.

Die Myrte.

Erzählung
 von R. Pohl.
 (Nachdruck verb.)

Sie hatten ge-
 fehlt in der Leiden-
 schaft.

Da blieb er bald
 ferne, halb aus
 Scheu vor ihren
 traurigen Augen,
 halb aus Scheu
 und Ungeduld ob
 der immer wieder-
 lehrenden Bitte:
 „Mache mich zu
 deiner Frau!“
 Er, der starke
 Bursche mit den
 kräftigen Armen
 und den blühenden
 Augen, war die
 ewige Quälerei,
 wie er es nannte,
 satt.

Gleich trauen,
 ja, das fehlte noch!
 Was war denn
 weiter dabei! Ein-
 mal und nicht wie-
 der!

Die Grete wür-
 de schon einen an-
 dern finden, der mit Dank und Handfuß das hübsche Mädchen
 heiratete.

Weiter dachte der Robert in seinem oberflächlichen Leichtsinn
 nicht.

Mit scheuen Schritten ging er aber doch manches Mal an
 Gretes Wohnung vorbei und sah mit einem Gefühl von Scham
 zu den Fenstern empor.

Und das waren nicht seine schlechtesten Stunden. —

Aber wirklich, das Heiraten ging nicht, es wäre ganz gelinde
 gesagt, eine Dummheit gewesen. Er war, ohne sich schmeicheln zu
 wollen, ein tüchtiger Kerl, und konnte es bei seiner Geschicklichkeit
 im Handwerk zu etwas bringen. Gerade in der Schlosserei ließ sich
 bei einigen technisch-wissenschaftlichen Kenntnissen manches erreichen.
 Der Feig, sein Freund, hatte schon jetzt eine ansehnliche Stellung
 auf der neuen Fabrik. Und, — Feig in Ehren —, aber den steckte
 er doch noch zweimal in die Tasche.

Na, und wenn das Glück ihm blühte, dann hatte er die Auswahl
 zwischen den wohlhabendsten Bürgertöchtern diesseits und
 jenseits der Ruhr. Da konnte er schon Ansprüche machen und
 mehr verlangen, als blaue Augen und blonde Haare.

Freilich, die blauen Augen, in die er verführerisch geschaut,
 waren tief und lieb, und die blonden Flechten seideweich. Und
 das ganze Mädel war herzlich, das blieb wahr. Brav war es auch
 gewesen, unbescholten brav, bis er mit seinen rauhen, täppischen
 Schlosserhäuten die Ehre der Waise zusammenschlug.

Das blieben unangenehme Gedanken, man mochte es drehen
 und wenden, gerade wie man wollte.



Dom Roten Halbmonde
 Krankentransportwagen vor den Büros des Zentralkomitees des
 türkischen Roten Halbmondes in Stambul.

Und wenn ich höherer Materie und sehr bezaubert
 noch lebten, da würde der Vater sagen: „Junge, sei kein Sauft,
 und mach' das Mädel ehlich!“
 Und die Mutter? Die würde welchen Tones bitten: „Robert,
 willst du das arme Kind unglücklich machen? Tue es nicht!“
 Ja, so würden sie sprechen, daran zweifelte er keinen Augen-
 blick.

Recht nett, so heimlich, war's immer in den Stübchen gewesen,
 welche die Grete zusammen mit ihrer alten Pate bewohnte.
 Alles, das kleinste Zimmergerät, gewann freundliches, sonniges
 Leben unter ihrer Hand.

Und fleißig war das Mädel!
 Jeden Sonnabend trug sie eine Rolle Leinen aus dem großen
 Kaufhause an ihr Arbeitstischchen, und keine Stunde zu spät war
 der Auftrag ausgeführt. „Sie nähen und stiden am feinsten“,
 sagte öfters die gutmütige, bide Aufsichtsdame zu dem blonden
 Mädchen. Aber als der Prinzipal es einmal gehört hatte, sagte
 sie es nicht mehr. Doch desto freundlicher, gleichsam aus Rache,
 lächelte sie der hübschen, geschickten Arbeiterin zu. Und zwar dann
 am sonnigsten, wenn der Geschäftsherr es sah.

Aber das Leinennähen hatte Robert nie so bewundert, als das
 Blumenmachen.

Ach, diese schönen Blumen aus seidnen Blättchen und blin-
 tendem Tand! Rosen, Nelken, Bergfarnmeinnicht und Flieder
 machte die Grete, Blumen und Knospen, die allerschönsten. Einmal
 hatte der Robert gar im Scherz gesagt, so fein könne es selbst der
 liebe Gott nicht.

Es sah eigen-
 artig aus, wenn
 des Schlossers
 schwielenharte
 Hände mit fast
 ehrfurchtsvoller
 Scheu über die
 halbgeöffneten
 Kelche der Teero-
 sen und die matt-
 schimmernden Flie-
 derdolden streif-
 ten.

Einmal fiel eine
 auf seinen Fäß.
 Hastig und er-
 schrocken hob er sie
 auf.

Da stiegen zum
 sommerlichen Him-
 mel die Glutgar-
 ben des Krieges
 empor.

Und der mäch-
 tige, kraftvolle
 Kaiseraar breitete
 die Schwingen aus
 zum Schutze der
 deutschen Lande.
 Und neben dem
 lohnenden Flam-
 menbrand, der
 flammenden Ent-
 rüstung der ganzen

Nation, brachen noch überall die stillen Lichtlein heiliger Vater-
 landsliebe und Kaisertreue in den germanischen Herzen und Heimen
 auf. Und um die brennenden Lichter war das schwarz-weiß-rote
 Wappenband geschlungen, das einer Welt von Feinden fromm
 und fest verkündete: „Mit Gott für Kaiser und Reich.“

Da war keine deutsche Seele in Schloß und Hütte, die nicht
 von ehrlicher Verachtung feindlicher, falscher Lüge erfüllt war,
 die nicht in erzstarker Treue opfermutig eintrat für Heim und Herd,
 Thron und Altar.

Und bluteten auch die Wunden des Abschiedes, rannen auch
 heiße, bittere Scheidetränen, alles Menschliche und auch alles
 Kleinliche ging unter im Strome reinigender Begeisterung. Und
 alles Unreine und Unehliche fiel ab, wie die unwerthe Schlacke in
 der Hochglut.

Im großen Verfaal der Schlosserei finden wir Robert.
 Er hat seine Einberufung ins Feld und eben von den befreun-
 deten Kameraden Abschied genommen.

Manches ehrlich gemeinte: „kehr' wohlbehalten heim!“ nahm
 er mit auf den Kriegsweg.

Der Fabrikherr hat ihm die Hand geschüttelt und mit unver-
 kennbarem Wohlwollen gesagt: „Reisferth, tun Sie Ihre Pflicht
 da draußen so treu, wie hier, dann mag's leicht sein, daß Sie mit
 dem Eisernen Kreuze heimkehren.“

— Das große Tor des Wertes lag hinter ihm. Der Menschen-
 from der Straße nahm ihn mit.

Es war, als trügen die Arbeiter sogar ihre „Denkblätter“ mit einem gewissen Stolz, seit sie in so herrlicher Einheit mitgestanden am Tage der Erhebung gegen fremde Tüde und feindliche Macht. Weltengleich verteilten die wandernden Gruppen sich in die Seitenstraßen. Bald ging Robert einsam seines Weges. Eigentlich wollte er zu seiner Wohnung. Uebermorgen mußte er fort; da gab's noch allerhand zu ordnen und zu regeln. Wer wußte, ob er heimkehren würde, wer gab ihm einen Freibrief für's Leben im Gebliß und Getnatter der Schlachten?

An einer Straßenecke hockte eine alte Frau. Sie verkaufte langstielige Rosen und granatfarbene Nelken.

Was trieb ihm bei dem Anblide das Blut ins Gesicht und die Scham, ja die Scham, ins Herz? Warum wollte er die Gedanken verjagen, die doch immer mit quälender Klarheit wiederkehrten? Es blieb doch wahr — bei der Alten hatte er an jedem Sonntag, wenn er zur Grete ging, ein paar Blumen gekauft.

Und er hatte sein Nädel stürmisch ans Herz gezogen, als es behauptete:

„Deine Blumen, Robert, sind mir lieber, als der ganze Tand im Schrank!“

Und er sah die Grete vor sich, wie sie dabei mit leuchtenden, jungfräulichen Augen zu ihm aufgeblidht hatte.

Und dann kam wieder das Nagen, das zudende, zerrende Nagen.

W o n n t e er noch gutmachen, jetzt, wo das Schicksal ihn von der Heimatscholle forderte? Ohne es zu wollen, hatte er den Weg zu Gretchen's Wohnung eingeschlagen. Es war eine stille, ausländige Straße mit Kleinleutenwohnungen, in die er einbog.



Zum amerikanisch-mexikanischen Konflikt.
Carranza, Präsident von Mexiko.

Vor einem etwas zutüchgebauten Hause stand er still. Da wohnte sie, hinter jenem Fenster mit den Geranien und Levkojen. Es war dämmerungsschattig geworden bei dem ziellosen Umherstreifen, und die Schatten hüpfen schon um die Hauswinkel. Da reißt ihn eine Macht am Herzen, so stark, daß er fast trotzig spricht: „Sie soll mich nicht verachten, jetzt in dieser großen Zeit.“

— Da stand er schon im Stübchen. Es war niemand darin. Fast verwundert schaute er sich um.

Hatte er denn wirklich das Mädchen einsam lassen wollen, das ihn geliebt zu viel geliebt hatte? O der Erbärmlichkeit!

Und sie, die liebe Grete, stand mit einem Male so sinnlos vor ihm, als habe er ihr erst gestern Gute Nacht gewünscht.

Da war ja auch das Myrtenbäumchen, das so glänzende Blätter und so wunderliebe Blüten trug.

Nun waren die Blüten abgefallen. Die Zweiglein grünten noch. Es sah arm und ungepflegt aus, das Sträuchlein, als ob man es gemieden hätte.

„Ja, so wird es sein,“ seufzte der Bursche. Fast scheu sah er auf die Myrte nieder und streichelte sie, wie in Ehrfurcht. —

Horch, Schritte auf der Treppe, Gretes Schritt! Er kannte ihn, — nur war derselbe nicht mehr so zierlich fest, sondern matt, mühsam, zögernd.

Wie auf einer bösen Tat ertappt, verbarg Robert sich in dem Winkel, den das große Wandspind mit der Wand bildete.

Gretchen klinkte leise auf, trat ein. Er konnte gerade in ihr blaßes, verweintes Gesicht sehen. Sie hatte sich, wie erschöpft, in den Lehnstuhl gesetzt, der oben am Tische stand.

Neben ihr dorsten die Myrtenblättchen. Aber nicht mit Wehmut betrachtete sie die feinen Zweiglein, sondern mit heller Rot und jäh aufquellender Bitterkeit.

„Eine Gefallene schmückt ihr nicht am Altare. Und wenn ihr es auch wüßtet, es nützte euch nichts. Er führt mich nicht den heiligen Brautweg, — und wenn mein Kind kommt — und sein — ist es wertlos.“ Krampfhaft schluchzend sank die Unglückliche zu Boden, die Myrten mit sich reißend, daß der Topf in Scherben schlug und die Blüten unter grauer Erde am Boden lagen.

„Grete, meine arme Grete!“

Der Mann lacht nieder neben dem gefallenen Weibe, hellen

Er wußte nichts anderes zu tun, als neben der Armen hin-

Sie sah ihn erst an, wie irr, mit harten und doch heißen Augen. „Und daß es so mit dir stand, bei Gott, ich wußte es nicht, sonst wäre ich früher gekommen. Aber warum kein Wort, das mich offlärtete und zu meiner Pflicht rief?“ forschte er, als sie ruhiger geworden war.

„O, wie hätte ich das vermocht, nein, nie, und wenn ich gestorben wäre! Aufgedrungen dem Mann, den ich liebte, nie!

Jäh brach sie ab und schlug die Hände vor das tränennasse Gesicht.

Er aber hob sie stark und stolz auf:

„Du wirst mein ehrlich Weib, Gretchen, morgen noch, in stiller Kriegstraumung. Denn übermorgen geht's in den Kampf.“

„Ich will den Namen, den du mir gibst und anvertraust, in Ehren halten,“ gelobte die Glückliche.

Da stochte er ihr in alter Liebe ein Myrtenzweiglein, das noch grün geblieben war, in die blonden Flechten.

Schatten.

Hart an des Burgbergs grauen Mauerresten
Träumt sich seit alters schon ein Bergdorf aus.
Es freut sich spärlich an des Tales Gästen
Das schräge Blumengärtchen nur beim Haus
Der alten „Kat“.

Zu ihm ist aussichtsfundig hochgekommen
Das Fräulein, dem sein Schloß heut' nicht gefällt.
Hier steht es Saaten, graugrün aufgekommen;
Scheinwerfer hat der Frühling hingestellt
Am Pfälzerland!

„Wie schön hast du es hier!“ — Sie merkt verlegen
Der Dienerruhnhütte groben Stein
Erst auf ein zweifelnd: „Ja?“ — Der Sonne wegen
Strahlt aber auch, von Kunzeln schon ganz klein,
Der Kat Gesicht.

Sie sprechen beide jetzt von beider Freuden:
Im Bergdorf seit dem Krieg nicht einer fiel!
Und unten in den kühlen Schloßgebäuden,
Da kam die Kunst der Nerzste nun zum Ziel,
Die Herrin lebt!

Die Greisin holt ein Kartenbild vom „Kleinen“.
Das ist ihr dreißigjäh'ger Sohn, Soldat!
Und für die Gräfin-Mutter gibt die Feinen
Und Pracht'gen sie der Südländsblumensaar
Der Jungen mit.

Beim Abschiednehmen huscht dann jäh das Sorgen
Mit ins Gespräch: „Die Mutter ist noch schwach!“
„Die Feldpost blieb lang' aus!“ Am Frühlingsmorgen
Kust schnell auch breit Gewölke Schatten wach
Auf heller Flur!

Das Mädchen ruft: „Soll doch die Mutter sterben,
So sterb' ich auch!“ Der Kat sind nur Gesicht
Und Blick sehr düster! — Ob wohl das Verderben
Vielleicht in Bergdorf oder Schloß vorpricht?
Wer weiß das schon? Ella Schmidt.

Unsere Bilder.

Generatoberst Helmuth von Moltke †. Der frühere (bei Beginn des Weltkrieges) Chef des großen Generalstabes der Armee, ist anlässlich einer Trauerfeier für den verstorbenen Generalfeldmarschall von der Goltz plötzlich einem Herzschlage erlegen. Der Verstorbenen war ein Neffe unseres großen Moltke und mußte im Oktober 1914 wegen Krankheit sein damaliges wichtiges Amt niedertreten.

Sprüche.

Gutes Recht kann bei unbarmherziger Anwendung die Quelle unsäglischen Glends werden.

lieblich schmeckt das Brot der Heimat, selbst, wenn Spreu darunter wäre: Doch des Fremden Brot ist bitter, wär's mit Butter selbst bestrichen.

Das Rauchen im Felde. Ueber das Thema, was der Soldat im Felde außer dem handwerksmäßigen Kriegszeug alles brauche, sind viele eingehende und für die zukünftigen Feldzüge grundlegende Abhandlungen geschrieben worden. Aber obwohl darin auch klar zum Ausdruck kommt, daß der Soldat in seinen Ruhe-

stunden die kleinen Annehmlichkeiten des Lebens nicht missen mag, ist über den Wert des Tabaks bisher wenig geschrieben worden. Da haben denn die „vereinigten Tabak-Zeitungen“ eingegriffen und an eine Anzahl deutscher und österreichisch-ungarischer Heerführer die Bitte gerichtet, ihre Beobachtungen über die Wirkung des Tabaks im Felde mitzuteilen. General v. Bessler, der Eroberer Antwerpens und Gouverneur von Rußisch-Polen, schreibt aus Warschau folgendes: „Von allen Liebesgaben, die für unsere wackeren Soldaten an die Front geschickt werden, wird mit der größten Freude immer der Tabak begrüßt. Er hilft über so manche langweilige oder schwere Stunde, über manche Entbehrung und Anstrengung hinweg, und sein lustiger Rauch ist zum Behagen und Wohlbefinden in Kameradentreisen überall da bei, wo den braven Kämpfern für das Vaterland eine Stunde der Erholung oder freundschaftlichen Plauderns vergönnt ist. Wenn es die größte aller Aufgaben im Felde ist, einen fröhlichen Sinn zu beleben und zu erhalten, so ist unser Führer für diese Aufgabe der Tabak der treueste Helfer, und es wäre traurig, wenn wir ihn missen oder unseren Leuten vorenthalten müßten. Es ist ein Irrtum, im Rauchen nur ein Vergnügen oder einen Genuß sehen zu wollen. Das eigenartige Kriegesleben bringt Stunden genug, in denen von selbst zu seiner beruhigenden und auch wieder belebenden Kraft gegriffen wird. Mancher hungrige Magen hat sich beruhigt und manches schläfrige Auge wieder geöffnet, sobald der Duft des Tabaks den von den Entbehrungen und Anstrengungen des Tages Erschöpften umgab. Der Tabak ist für uns alle ein wackerer und treuer Mitkämpfer geworden.“

Der bayerische General Graf Bothmer hat, in bezug auf das Rauchen, an sich selbst eine bezeichnende Erfahrung gemacht. Er äußert sich darüber nachstehend: „Der beste Beweis dafür, daß auch ich dem Rauchen im Felde einen Wert beilege, möge der sein, daß ich jetzt entgegen meiner Friedensgewohnheit, den Genuß einer Zigarre nicht oerschmähe. Daß aber der eigentliche Raucher diesen Genuß nur sehr schwer ent-

behrt, davon kann sich jeder überzeugen, der Gelegenheit hat, mitanzusehen, mit welcher Begierde selbst Schwerverwundete die Hand nach einer Liebesgabe in Gestalt einer Zigarre oder Zigarette austrecken. Aber gut sollen sie sein!“

Ein alter Kenner ist der Landesverteidigungskommandant in Tirol, General v. Danzl, der folgendes schreibt: „Da ich selbst dem Laster des Rauchens fröhne, kann ich den Einfluß sehr gut ermessen, den der Genuß des Tabaks in jeder Form auf den Seelenzustand des Mannes im Felde ausübt. Schlafen, essen, rauchen sind unentbehrlich. Möge sich daher jeder, der zu Hause in Ruhe seine Zigarre oder Zigarette schmaucht, stets daran erinnern, wie oft sich der tapfere Kämpfer

lichen Untersuchungsstation im Staate Delaware fertigbrachte, wurde hierdurch zu einer Weltberühmtheit in den Kreisen der Hühnerzüchter, und beifspiellose Summen wurden ihrem glücklichen Besitzer für die Ueberlassung des Wunderexemplares geboten. Bei der letzten Hühnerzuchtschau in Newyork feierte „Lady Eglantine“ Triumphe, wie sie sonst nur eine Primadonna zu erleben vermag. Zuerst wurde in Philadelphia Halt gemacht, wo die Hühnerzüchter zu Ehren der Wunderhenne im ersten Hotel der Stadt ein großes Festbankett mit besonders zusammengestelltem musikalischem Programm abhielten. Am nächsten Tage wurde das Wunderhuhn von einer ganzen Kompanie Schutzleuten auf Motorrädern zur Bahn begleitet und in einem besonderen Wagen nach Newyork gebracht. Bei der Ankunft in Newyork war der Bahnhof mit Neugierigen und Filmphotographen überfüllt, und im Auto wurde das beneidenswerte Huhn nach dem Ausstellungspalast geleitet, wo man es feierlich als Ehrengast empfing. Nicht minder glücklich als „Lady Eglantine“ selbst aber ist der Besitzer, der für ein einziges Ei dieser Wunderhenne die Summe von 100 Mark verlangt und auch erhielt. Hoffentlich gehen aus den Eiern nicht etwa Enten hervor, denn in Amerika ist bekanntlich alles möglich.



Der „Ba'tanzug“. Deutscher, österreichischer, ungarischer, bulgarischer und türkischer Offizier in Wiesbaden.

Von links nach rechts: Oberleutnant Sperling (Berlin), Hauptmann Safranek (Wien), Hauptmann Boda (Budapest), Ritmeister Koseff (Sofia), Oberleutnant Kemal (Konstantinopel).

draußen vergeblich nach diesem Genuß sehn.“

Vom westlichen Kriegsschauplatz kamen gleichfalls zustimmende Antworten. Generaloberst v. Einem äußert sich ausführlich: „Für den Raucher bedarf es nicht einer Bestätigung, welche unschätzbare Wohltat für den Soldaten der Tabak in schwerer und harter Kriegszeit ist. Täglich bietet sich Gelegenheit zu sehen, mit welchem Genuß und welcher Behaglichkeit unsere Soldaten in einer Gefehtspause ihr Pfeischen stopfen oder ihre Zigarre anzünden, wie so ihre Gedanken eine Ablenkung finden, wie sie am Rauchen eine wirkliche Erfrischung und Stärkung haben.“

Eine wertvolle Henne. Die kostbarste Henne der Welt ist, nach dem „Strand Magazine“, die weiße Wunderhenne „Lady Eglantine“, die am 15. April 1914 auf einer Farm in Maryland aus dem Ei schlüpfte. Diese Henne hat den Weltrekord im Eierlegen an sich gerissen, indem sie im Verlaufe eines Jahres 314 Eier legte. „Lady Eglantine“, die dieses Kunststück bei einem Welt-Eierlegen auf der Landwirtschaft-

Schäste Abneigung. Stromer: „Ich weiß gar nicht, was der Lattenfrige gegen mich hat! Er geht mir aus 'm Wege, als wenn ich 'n Stück Arbeit wär!“

Flitterwochen-Gespräch. Sie: „Liebes Männchen, ich glaube, die Schafe sind die allerdümmsten Geschöpfe.“ — Er: „Du hast recht, mein Schäfschen!“

Unheilbar. Arzt: „Sie haben mich rufen lassen; was fehlt Ihnen denn, liebe Frau?“ — Dame: „Er-lauben Sie! Liebe Frau? Ich bin Frau Baronin!“ — Arzt: „Ja, von diesem Sie leider nicht heilen!“

Verlehter Stolz. Karl (schluchzend): „Frischen ziehst du doch immer vor, Papa!“ — Vater: „Wie so denn, mein Kind?“ — Karl: „Du hast ihn schon wieder eine ganze Menge Zehn-pennigmarken von der Post holen lassen... mich schickst du immer nur nach Dreipennigmarken!“

Armer Karl. „Was ist denn deine Frau für eine Geborene?“ — „Eine geborene Xanthippe.“

Rätsel.

Ihm flucht im Meer der Wassermann, Doch ein versetzter Buchstab' kann Bei jedem frommen Türken Verehrung ihm bewirken.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Hahn.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Ge. ch. vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur: L. Kellen, Bredeneß (Ahr). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen, Essen (Ruhr).